

ESSAY

Abschied von der Placebo-Kirche

Warum ich dem „Bund Evangelisch-Freikirchlicher
Gemeinden in Deutschland“ den Rücken kehre

Kim Strübind

„Jeder Mensch der Sehnsucht ist ein Ausländer – überall. Schön sind diese Menschen der Sehnsucht in ihrer Freiheit und in ihrer Skepsis den Heimaten gegenüber. Sie sind nicht eingefangen in eine Sprache, die sich als die einzig mögliche gibt, und sie kennen größere Lieder als die der Heimatkapellen.“

(Fulbert Steffensky)

Warum ich eigentlich noch Baptist bin, werde ich immer wieder gefragt. Anlass für diese Rückfrage sind Artikel, Leserbriefe und Essays, in denen ich die Ungereimtheiten des „Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland“ (BEFG) seit vielen Jahren kritisch kommentiere. Verträgt sich derlei – teils sehr pointierte – Kritik mit einer Mitgliedschaft in eben dieser Kirche? Darauf habe ich lange Zeit eine für mich schlüssige Antwort gefunden und stets betont, dass ich mir meine konfessionelle Heimat von der Seele schreiben muss, um ihr treu bleiben zu können. Das Vonder-Seele-Schreiben ist das typische Los von Schriftstellern: Man leidet an seinen Stoffen, bis diese literarisch gesichert und damit in gewisser Weise „verarbeitet“ sind.

Weitere Gründe drängten sich auf. Kirchenkritik ist aufgrund ökumenischer Rücksichtnahmen im Miteinander der Kirchen nur aus einer Insiderperspektive möglich. Mit anderen Worten: Nur ein Baptist kann wirklich (selbst-)kritisch über Baptisten schreiben, weil dies nicht als antiökumenisches Ressentiment oder als konfessionelles Vorurteil ausgelegt werden kann. Da über Freikirchen in der deutschen Öffentlichkeit wenig bekannt ist, das meiste davon aus religiösen Selbstdarstellungen und kirchlich weichgezeichneter Selbstpropaganda besteht und sich innerbaptistische Kritik meist aus Angst vor Sanktionen nur hinter vorgehaltener Hand artikuliert, schien mir eine öffentliche kritische Stimme umso wichtiger. Meine Kritik verstand sich daher nicht nur als eine Art theologischer Eigentherapie, sondern auch als Dienst an meiner Kirche, die jenes Stachels bedürftig schien, der zunächst aus meiner Sicht notwendigen Diskussionen und Reformen Vorschub leisten wollte. Der BEFG ist ein quasi-kirchliches Gebilde, dem

bei näherer Betrachtung immer noch der schwüle Erweckungsmief des 19. Jahrhunderts aus allen Knopflöchern guckt.

Alle Hoffnungen, dass sich die desolaten kirchlichen Verhältnisse und die ekklesiologischen Ungereimtheiten auch einmal zum Besseren wenden könnten, erwiesen sich jedoch als illusionär. Angesichts der Dickfelligkeit der baptistischen Religionsarchitekten habe ich nach und nach meine Erwartungen hinsichtlich einer Reform meiner Kirche aufgegeben. Seit der Bundeskrise 2001, die einen Neuanfang versprach, erlebe ich das Gegenteil: eine weitgehend plan- und ziellos vor sich hin mäandernde Kirchenleitung, die konzeptionslos durch die Postmoderne torkelt und mit Funktionären bestückt ist, die eher als religiöse Buchhalter denn als Vordenker kirchlicher Erneuerung oder als „Bundesseelsorger“ in Erscheinung treten. Diese Laienspieltruppe ist meiner Meinung nach außerstande, dem in zunehmender öffentlicher (und besonders: ökumenischer) Bedeutungslosigkeit versinkenden „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland“ Impulse zu geben, die den Herausforderungen der Gegenwart Rechnung tragen. Abgesehen von einigen abgemeierten Phrasen und den üblichen Aufforderungen, missionarischer zu sein, hat diese Führungsriege keinerlei Antworten oder Konzepte für eine zeitgenössische baptistische Identität und stößt in unserer Gesellschaft bestenfalls auf ein folkloristisches Interesse. Baptist zu sein, gilt in unserer Gesellschaft als (meist verzeihliche) private Schrulle, nicht aber als eine Form kirchlicher Existenz von Rang und mit einer bemerkenswerten Tradition. Die ursprünglichen Anliegen und Ideale des Baptismus blieben leider weitgehend auf den angelsächsischen und amerikanischen Raum begrenzt, von dessen großen Errungenschaften wie die Bürgerrechtsbewegung in den USA oder das Eintreten für allgemeine Glaubens- und Gewissensfreiheit im deutschen Baptismus so gut wie nichts zu spüren ist. An dessen Stelle ist hierzulande eine theologisch seichte Bekehrungsfrömmigkeit getreten, die statt ordentlicher Theologie zunehmend auf Gemeindefestigung und Wohlfühlfaktoren oder auf einen beinharten Fundamentalismus mit zunehmend charismatischer Prägung setzt. Das ausgeprägte Berufungsverständnis für den pastoralen Dienst und ein verbreiteter Bibelfundamentalismus öffnen Neurotikern und anderen Menschen mit leichteren oder schweren religiösen Wahnvorstellungen Tür und Tor.

Immer mehr verdichtet sich in mir die Überzeugung, dass es sich bei den Defiziten des BEFG um eine systemisch bedingte Störung handelt. Die mir vorschwebenden Reformen erforderten zudem kognitive, intellektuelle und soziale Fähigkeiten, die ganz offensichtlich jenseits des Vorstellungs- und Erfahrungshorizonts des derzeitigen kirchlichen Führungspersonals liegen. Der BEFG ist eine ausgesprochen provinzielle Variante der westlichen Religiosität, die religiöse Einfalt schon für das Reich Gottes hält und naive Visionen von einer „großen Erweckung“ lebendig hält. Der deutsche Baptismus ist bei näherer Betrachtung meist nicht viel mehr als der „rite“ getaufte Spießbürger, der einen kruden Biblizismus mit theologischer Bildung verwechselt.

Die strukturellen Malaisen dieses religiösen Systems sind rasch benannt. Der Münchner Systematiker Friedrich Wilhelm Graf hat die Signaturen des andernorts von ihm diagnostizierten kirchlichen Verfalls auf einleuchtende Begriffe gebracht: „Theologische Sprachlosigkeit, Bildungsferne, Milieuerengung, pathetischer Antipluralismus, Verfall der Liturgie, autoritärer Moralismus und eine Sprache der Entmündigung freier Christen.“¹ Das erlebe ich in potenziierter Form innerhalb meines Gemeindebundes. Wichtige und global bewegende Fragen unsrer Zeit gehen an dieser Kirche spurlos vorüber. Als Beispiel dafür kann man die seit 2008 die ganze Welt in Atem haltende Finanzkrise und ihre Ursachen nennen. In den monatlichen Rundbriefen der Leitung des BEFG findet sich zum drohenden Zusammenbruch des Weltfinanzsystems und ihren Ursachen – etwa der Gier eines rücksichtslosen Spekulantentums – keine einzige Notiz oder ein Hirtenwort. Die einzige Finanzkrise, die der BEFG wahrnimmt, ist seine eigene: In jedem der monatlichen Rundbriefe des letzten Jahres wurden ausschließlich die eigenen finanziellen Nöte beklagt, die auf einem kircheninternen strukturellen Haushaltsdefizit basieren. So offenbart sich der Eigennutz eines weitgehend weltfremden und selbstreferentiellen Systems, das seine Entbehrlichkeit nicht wahrhaben will und seine Partizipation an der Welt, in der sie lebt, negiert und mit großem Aufwand nur das eigene religiöse Wachkoma pflegt. So weltfremd wie der BEFG sind auch die theologischen Inhalte einer erodierenden Glaubensgemeinschaft, die jenseits einiger wohltemperierter evangelikaler Versatzstücke nichts Eigenes zu verkünden hat und der immer mehr Mitglieder davonlaufen, wie die schrumpfenden Zahlen der Statistiken in den vergangenen Jahren belegen.

Wenn meine kirchenkritischen Essays schon nichts anstoßen oder verändern konnten, so ließen sie sich für mich immerhin noch als Aufgabe eines kritischen Chronisten rechtfertigen. Denn der Streit um die Meinungs- und Deutungshoheit wird selten in der Gegenwart, sondern im breiteren Strom der Geschichte ausgetragen und meist postum entschieden. Gilt doch der Grundsatz: Wer schreibt, der bleibt, und wer zuletzt lacht, lacht bekanntlich am besten – wäre der Anlass nicht so traurig. Die meist drögen und schwurbeligen offiziellen Verlautbarungen, Selbstdarstellungen und Beiträge in Jahrbüchern, Einladungsschriften und Präsidentenberichten dürfen nicht das einzige Kolorit einer Kirche widerspiegeln, die sich vor allem durch gesellschaftliche Sprach- und Erfolglosigkeit auszeichnet. Meine Wortmeldungen wollten vor allem dazu beitragen, jener nicht unbeträchtlichen kircheninternen Opposition einen Resonanzboden zu geben, die die real existierenden innerkirchlichen Verhältnisse nicht als gegeben hinzunehmen bereit ist. Dies gilt umso mehr für ein binnenkirchliches Klima, in dem „argumentativer Streit, intellektuelle Redlichkeit und theologischer Ernst weithin durch Gefühlsgeschwätz, antibürgerliche Distanzlosigkeit

¹ Friedrich Wilhelm Graf, *Kirchendämmerung. Wie die Kirchen unser Vertrauen verspielen*, München 2011, 29.

und moralisierenden Dauerappell“ abgelöst scheinen.² Nein, es steht wahrlich nicht gut um den „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden“.

Dagegen mag man einwenden, dass diese Sicht der Dinge nicht neu ist. Was aber hat sich derart verändert, dass ich dem „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden“ den Rücken kehre? Es ist kurz gesagt der Verlust jeglicher Hoffnung, die ich für diese Kirche habe. Der eklatante Mangel an ökumenischer Substanz und ökumenischem Bewusstsein, ohne die eine Kirche keine Kirche ist – zumindest keine von des Nazareners Gnaden –, ist für mich unerträglich. Mir scheint mittlerweile das Kirchesein des BEFG in Frage gestellt, das ich jenseits aller Kritik im Einzelnen nicht mehr erkennen und auch nicht mehr glauben kann. Dazu gesellt sich bei mir die mit zunehmendem Alter wachsende Erkenntnis, dass das Leben zu kurz ist, um die verbleibende Zeit und Kraft in etwas derart Entbehrliches und Halbherziges wie den BEFG zu investieren. Dies ist alles andere als eine spontane Erkenntnis. Als durch die Bundeskrise 2001 mein Vertrauen in die religiöse Substanz des BEFG nachhaltig erschüttert wurde, verging keine Woche, in der ich nicht – mal mehr, mal weniger ernsthaft – über einen Konfessionswechsel nachgedacht habe.

Seit 28 Jahren bin ich Mitglied im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, nachdem ich als „spätberufener“ Theologiestudent 1983 in die Gießener Baptistengemeinde aufgenommen wurde. Entgegen dem Rat des von mir verehrten Pastors Johannes Hansen („Werden Sie ein ordentlicher lutherischer Pfarrer!“) hatte ich mich für die Baptisten entschieden, die ich in Berlin Schöneberg kennen und über meine spätere Frau – eine Baptistin in fünfter Generation – auch lieben gelernt hatte. Vor genau 20 Jahren wurde ich zum Pastor dieser Kirche ordiniert, habe selbst Verantwortung in der Leitung des bayerischen Landesverbands und der damaligen Bundesleitung getragen. Mehr als zehn Jahre war ich Hauptpastor einer der größten Gemeinden dieser Kirche in der Münchner Holzstraße. Dass ich meinen Beruf ungerne ausgeübt hätte, wäre gelogen. Und man wird mir auch nicht nachsagen können, dass ich nicht alles versucht hätte, Reformen in Gemeinde und Gemeindebund anzustoßen oder umzusetzen. Im Rückblick entdecke ich freilich, dass ich in dieser Beziehung stets der Gebende und – abgesehen von einigen wertvollen Freundschaften, die gewiss bleiben werden – nur selten der Empfangende war. Ich kann mich nicht erinnern, seitens des Bundes relevante religiöse oder spirituelle Impulse für mein Glaubensleben erhalten zu haben. Diese verdanke ich vielmehr samt und sonders meinen Studienerfahrungen an öffentlichen Universitäten sowie den mir zunehmend wichtiger werdenden ökumenischen Erfahrungen und Kirchentagen. Dazu gehört mein Studium an der Kirchlichen Hochschule Berlin und der Hebräischen Universität in Jerusalem, durch das mir ein „Studium“ am Theologischen Seminar des BEFG erspart blieb, was ich nach dem obligatorischen und für mich so abschreckenden

² Vgl. ebd., 21.

Kandidatenjahr an der baptistischen Ausbildungsstätte bis heute als großes Glück empfinde.

Als ich während der Bundeskrise die Machenschaften der vermeintlich besonders „Frommen“ und ihre beschämende Treibjagd auf einen leitenden kirchlichen Mitarbeiter miterlebte, war ich erstmals fest entschlossen, dieser Gemeinschaft den Rücken zu kehren, die sich derart desavouiert hatte. Der Nimbus einer primär „spirituellen Größe“, den der BEFG so gerne betont, um sich damit von den „Volkskirchen“ abzuheben, war für mich durch die Bundeskrise endgültig zur Makulatur geworden. Der BEFG zeigte sich mir ab jetzt als ein austauschbares soziales System analog zu politischen Parteien oder Verbänden, freilich mit dem Unterschied, dass es kirchenintern keine definierten Spielregeln für das Miteinander, verbindliche Regulative oder unveräußerliche und einklagbare Persönlichkeitsrechte gibt, wie mir durch die Bundeskrise und die hinterhältigen Gemeinheiten der vermeintlich besonders Frommen bewusst wurde. Weil es im Unterschied zu anderen sozialen Gruppierungen innerhalb des BEFG auch keine Gesprächs- und Diskussionskultur gibt, sondern eine, die durch eine frömelnde Phraseologie stets überlagert und pervertiert wird, können sachkritische Kommentare oft nur durch einstudierte Betroffenheitsattitüden und religiös verklausuliert vorgebracht werden. Die oft lautstarken fundamentalistischen Strömungen innerhalb des BEFG sehen sich dabei gerne als Schild und Schwert des Allmächtigen und bekämpfen energisch die notwendige Binnendifferenzierung einer Kirche durch religiöse Rigorismen und gesetzliche Postulate. Pluralität und Toleranz gehören dagegen für viele Gemeinden zu Reizwörtern einer angeblich dem Untergang geweihten „Welt“, von der man sich durch religiöse Eindeutigkeit abzuheben versucht.

Erschwert wird der Austausch auch durch die stets aufs Neue reprisierte Behauptung, der BEFG sei eine „Bibelbewegung“. Aus dieser Behauptung resultiert eine in Sachfragen meist klebrige Frömmigkeit und fundamentalistische Semantik, die Argumente ohne jegliches kritisches Bewusstsein auf der Grundlage wahllos zitierter Bibelstellen verhandelt. Bundesräte – eine Art Generalversammlung der baptistischen Gemeinden und Werke – offenbaren ebenso wie so genannte Gemeindeversammlungen oft haarsträubende religiöse Vorstellungen. Das Bibelverständnis vieler angeblich mündiger Christinnen und Christen basiert auf einer oft hanebüchenen Hermeneutik, die das ganze Reservoir alt- und neutestamentlicher Gottesaussagen kritiklos und insofern ganz und gar „unbiblisch“ bedienen. Dies ist auch die Folge dessen, dass dieser Gemeindebund kein auf einer soliden theologischen Grundlage basierendes und verbindliches Bibel- und Selbstverständnis entwickelte, das als Maßstab für religiöse Grundüberzeugungen dienen könnte. Genau genommen besteht der BEFG aus lauter autonomen Einzelsekten, die auf einem weit verbreiteten und unreflektierten gesetzlichen Taufverständnis basieren und sich gelegentlich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner verständigen. Insofern scheint mir die Bundesstruktur tatsächlich nur eine Art Placebo-Kirche zu sein,

die nach außen und insbesondere ökumenisch eine Kohäsion suggeriert, die an keiner Stelle tatsächlich gegeben ist. In Wahrheit stehen, kämpfen und glauben alle Gemeinden für sich allein, durchaus auch aus Eigennutz und auf der Grundlage einer theologisch missverstandenen „Autonomie der Ortsgemeinde“. Diese wird weitgehend als Nichteinmischung interpretiert und lässt in Krisenfällen Interventionen durch die größere kirchliche Gemeinschaft nur unter dem Vorbehalt einer freiwilligen Zustimmung zu. Die Kirchenleitung ist bestenfalls in Form von gegebenenfalls abrufbaren „Angeboten“ präsent und bedient sich aufgrund mangelnder persönlicher Präsenz dabei weitgehend des Postwegs. Der persönliche Kontakt, ursprünglich eine Stärke freikirchlichen Selbstverständnisses, findet zwischen Leitungsebene und den Gemeinden kaum mehr statt. Der „Bund“ ist vor allem seit der letzten Kirchenreform zu einer gesichtslosen und selbstreferentiellen „Behörde“ ohne Persönlichkeiten geworden. Dies hat in den letzten Jahren erheblich zur Erhöhung des Frustpotenzials der Gemeinden gegenüber einer seelenlosen „Behörde“ beigetragen.

Die 2001 eingeleitete Reform der Bundesstrukturen ist daher weitgehend ins Leere gelaufen. Dies lag und liegt auch an der Schwäche der Bundesgeschäftsführung und insbesondere einer mit ihrer Aufgabe überforderten Generalsekretärin, deren Berufung aus meiner Sicht der Kardinalfehler des neuen Präsidiums war. Man lese nur einmal, was Generalsekretärin Regina Claas unter der Rubrik „Elstaler Perspektiven“ den Gemeinden alle zwei Wochen an Perspektivlosigkeit anzubieten hat! Diese Ansammlung von religiösen Allgemeinplätzen sorgt längst flächendeckend für Kopfschütteln, ebenso ihre wenig inspirierenden Aussagen in Bibelarbeiten, Predigten und öffentlichen Statements, die häufig eine Mischung aus Peinlichkeit und Langweile evozieren. Hinter nicht einmal mehr vorgehaltener Hand nehmen auch die Beschwerden aus der Ökumene über die baptistische Generalsekretärin zu, die eine baptistische Ökumene auf Steinzeitniveau betreibt und über das Abhalten gemeinsamer Gottesdienste keinerlei Initiativen von Rang zeigt, um die zwischenkirchlichen Beziehungen zu gestalten oder zu verbessern. So verhindert sie im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland auch jede öffentliche Diskussion über das im vorletzten Jahr erschienene „Konvergenzdokument“³, das eine theologische Annäherung zwischen Luthertum und Baptismus vorschlägt, was aufgrund des erheblichen ökumenischen Interesses an diesem Dokument allseits auf Unverständnis stößt.⁴ Wahrheitswidrig hat sie die das Dokument erstellende Arbeitsgruppe (BALUBAG) jüngst als eine eher private Initiative dargestellt, obwohl das Präsidium maßgeblich an dem Prozess beteiligt war, ihn letztlich sogar verantwortete und dessen Ergebnis zu-

³ Vgl. dazu die Beiträge in ZThG 15 (2010), 131–151; 313–347.

⁴ Immer häufiger werde ich von ökumenischer Seite her gefragt, weshalb Regina Claas Gespräche über das Konvergenzdokument verhindern würde. Andererseits wird das Dokument in seiner englischen Fassung mittlerweile sogar in den USA diskutiert. So etwa auf dem Treffen der German Studies Association 2011 in Louisville (Kentucky).

nächst auch guthieß. Außerdem ist sie ganz offensichtlich mit der eigenen Kirchengeschichte nicht vertraut und behauptete jüngst in einem ökumenischen Forum sogar, Hitler sei für die Entstehung des BEFG verantwortlich gewesen.⁵

Glücklos und blass agiert auch der Präsident des BEFG, Hartmut Riemenschneider, der den meisten Baptistinnen und Baptisten weder namentlich noch persönlich bekannt sein dürfte. Nachdem er anfänglich das Konvergenzdokument als ökumenisches Ereignis von Rang pries und es den Gemeinden ausdrücklich zur vorbehaltlosen Lektüre empfahl, knickte er angesichts konservativer Widerstände später ein und distanzierte sich mehr und mehr davon. Als der Bundesrat 2010 beschloss, dass das Präsidium eine Kommission einsetzen sollte, die das Konvergenzdokument in einem zweijährigen Prozess vorbehaltlos prüfen sollte, erklärte er öffentlich vor dem Bundesrat (und bevor die Arbeitsgruppe überhaupt konstituiert war), dass die im Dokument empfohlene Aufnahme einer Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft beider Kirchen kein gangbarer Weg sei und die Baptisten sich in keiner Weise ändern müssten. Diese Erklärung des Präsidenten wurde wohlgermerkt öffentlich und vor der Einsetzung jener Arbeitsgruppe abgegeben, die das durch Riemenschneider schon vorweg genommene Ergebnis doch erst noch überprüfen sollte – ein schwerer Lapsus, der wohl die konservativen Gemüter beruhigen sollte, die mit der Stornierung ihrer Bundesbeiträge gedroht hatten.⁶ Wenige Wochen später, auf dem Ökumenischen Kirchentag in München, traute er sich nicht, seine in der kirchlichen Presse zitierte Formulierung vor der ökumenischen Öffentlichkeit zu wiederholen und sprach sich in einem Forum zum „Konvergenzdokument“, das dort von Konrad Raiser, dem ehemaligen Generalsekretär des ÖRK als wegweisend gelobt wurde, vielmehr überraschend dafür aus, dass sich die Baptistengemeinden im Blick auf die Ökumene verändern müssten – ein glatter Widerspruch zu seinen früheren Aussagen. Woran soll man sich bei einem solchen Kirchenvertreter halten? Wer sein Fähnlein derart in den Wind hängt, zeigt wenig Rückgrat und eine erhebliche Rollenunsicherheit, die sich nur als Opportunismus erklären lässt.

Oberstes Ziel war es ganz offensichtlich, das brisante Thema des Konvergenzdokuments im vergangenen Jahr aus der öffentlichen Diskussion soweit wie möglich herauszuhalten. Die durch den Bundesrat beschlossene Einsetzung einer theologischen Arbeitsgruppe war dann auch ein Dreivierteljahr nach diesem Beschluss immer noch nicht einberufen, was die vereinbarte Zweijahresfrist erheblich verkürzte. Als die Gruppe schließlich kurz vor dem nächsten Bundesrat doch noch eingesetzt wurde, wurde dies öffentlich verschwiegen. Die Verfasser des Dokuments wurden ebenso wenig informiert wie die baptistische Öffentlichkeit – weder durch Rundbrie-

⁵ Das glatte Gegenteil ist der Fall. Hitlers Absicht bestand darin, alle Freikirchen und „Sekten“ verbieten. Die Gründung des BEFG war der Versuch der Freikirchen, politische Relevanz zu gewinnen.

⁶ Vgl. Presseerklärung vom 8. Mai 2010.

fe noch auf dem Bundesrat. Die Absicht einer möglichst stillschweigenden Beerdigung des Projekts ist daher nur allzu offensichtlich. Die Placebo-Kirche BEFG stellt damit erneut ihre ökumenische Unreife unter Beweis und hält ein in vollem Umfang gesetzliches Taufverständnis für weniger problematisch als die Trennung des Leibes Christi. Ersteres ist ein eklatanter Verstoß gegen den Glaubensvorbehalt des Evangeliums, Letzteres nach Absicht des Apostels Paulus Sünde gegen den Leib Christi.

Dass der BEFG nur ein ekklesiologisches Surrogat ist, zeigt sich auch daran, dass die Verantwortlichen in dieser Kirche es immer noch nicht für nötig gehalten haben, die Strukturen der höchst unprofessionell agierenden Landesverbände zu verbessern. So bleibt der ganze Gemeindebund ein loser Zusammenschluss heterogener und auf ein Einzelgängertum reduzierter selbstständiger Gemeinden mit disparaten und von Gemeinde zu Gemeinde wechselnden Zielen und Gepflogenheiten. Nur in seltenen Fällen – wie etwa dem der Gesamtgemeinde Hannover – besteht eine echte Solidarität der Gemeinden und eine verbindliche Verbandsstruktur, die eine Kultur der Teilhabe und des Teilens ermöglicht. Ansonsten muss hinsichtlich des BEFG statt von einer Kirche von einem „Gemeindeindividualismus“ gesprochen werden, der stark egoistische Züge trägt und besonders im Blick auf finanzielle und personelle Ressourcen einem Autonomieprinzip huldigt, das keine verpflichtende Solidarität des Teilens und der Teilhabe kennt. Mit dem Neuen Testament hat das nichts zu tun.

Dieser Gemeindeegoismus besteht zudem darauf, die hauptamtlichen Mitarbeiter durch eigene Arbeitsverträge anzustellen, so dass die Pastorinnen und Pastoren nur in einem sehr formalen Sinn Geistliche des BEFG sind. Abgesehen von der Ordination spielt der Bund im pastoralen Leben auch so gut wie keine und in Konfliktfällen meist nur eine unrühmliche und ausschließlich zu Lasten der Hauptamtlichen gehende Rolle. Das wechselseitige und im Dienstrecht verankerte „Treueverhältnis“ zwischen Bund und Pastorinnen/Pastoren besteht nur auf dem Papier. Was ein Geistlicher im Namen seiner Kirche predigt oder wie er seelsorgerlich agiert, interessiert niemanden und unterliegt keiner Supervision oder seelsorgerlichen Begleitung durch die Kirchenvertreter. „Reprivatisierung der Religion heißt: Mach, was du willst, aber mach die Tür zu!“ (Henrik M. Broder). Wird einem Pastor durch die Gemeinde gekündigt und ist kein neuer Gemeindedienst absehbar, verschwindet der oder die Betreffende rasch von der „Liste der anerkannten Pastorinnen und Pastoren“ und verliert damit seine bzw. ihre durch die Ordination verliehenen Rechte. Die Betroffenen müssen dann selber sehen, wie sie mit einer weitgehend inkompatiblen Ausbildung in ihrem weiteren Leben zurechtkommen.

Nicht nur die Gemeinden untereinander, auch „der Bund“ ist zu echter Solidarität und Hilfe nicht in der Lage. Er ist abhängig von den freiwilligen finanziellen Beiträgen der Gemeinden, damit in seinem Handeln erpressbar und im Zweifelsfall handlungsunfähig. Angesichts des strukturellen Haushaltsdefizits verwundert dabei, dass die Verantwortlichen keiner-

lei Anstrengungen unternehmen, die Gemeinden von der Notwendigkeit und dem „Segen“ der Arbeitszweige des Bundes zu überzeugen oder über dessen Arbeit ausführlich zu informieren. Statt für die eigenen Anliegen und Arbeitszweige zu werben, belässt man es bei der Larmoyanz über die schlechte Zahlungsmoral der Gemeinden, die allerdings meist vollkommen ahnungslos sind, wo ihre finanziellen Opfer landen. Diese ist weitgehend der Intransparenz und der kommunikativen Störung eines Systems geschuldet, dessen Effizienz fraglich und dessen Gemeinschaft mehr als brüchig ist.

Der „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden“ ist daher nach meiner Einschätzung nicht Kirche im engeren Sinne, sondern ein loser und hinsichtlich seines Selbstverständnisses ausgesprochen amorpher Gemeindebund, was durch die euphemistische Redeweise von der „Vielfalt“ verschleiert wird. Er besteht aus heterogenen religiösen Strömungen mit einem großen Anteil an evangelikalen und bibelfundamentalistischen Elementen, deren innere Einheit vor allem durch das Ritual der „Gläubigentaufe“ sichergestellt wird, das ganz offensichtlich und entgegen den Beteuerungen von Gesetzlichkeit geprägt ist und den Charakter einer Übertrittstaufe trägt. Die Praxis, die Taufen anderer Kirchen für ungültig zu erklären ist als Differenzkriterium und Identitätsmarker auch darum von so großer Bedeutung, weil es kaum weitere verbindliche Gemeinsamkeiten in dieser Kirche gibt. Wo kohäsive Inhalte einer Bekenntnistradition fehlen, werden äußere Formen der Abgrenzung umso wichtiger, mit deren Hilfe die eigene Identitätsschwäche kaschiert wird. „Statt theologischer Reflexionsfähigkeit, intellektueller Redlichkeit und argumentativer Vernunft werden [...] charismatische Autorität und fromme Einfalt als die wichtigsten Berufstugenden“⁷ von Pastorinnen und Pastoren geschätzt, besonders was den Erwartungshorizont der Gemeinden und den ihrer Leitungen betrifft. An die Stelle anspruchsvoller Diskussionen pflegt man gemeinde- und bundesintern ein religiöses „Stammesidiom“ (Friedrich Wilhelm Graf) mit einem schwer verständlichen Kauderwelsch, unter dem je Unterschiedliches verstanden werden kann („bibeltreu“, „Bibelbewegung“, „gläubig“, „Bekehrung“, „Nachfolge Jesu“ usw.).

Sobald man näher hinsieht, entpuppt sich der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden daher als eine „Taufsekte“ mit verschwommenen religiösen Vorstellungen und Zielen, die über den systemischen Selbsterhalt kaum hinausreichen. Nach mehr als 175 Jahren hat dieser Gemeindebund seinen Platz in der Gesellschaft und in der Ökumene noch immer nicht gefunden. Eine „Bibelbewegung“ ist der BEFG trotz eigenen Bekundens gewiss nicht. Dafür fehlt es bereits an jedem Verständnis für die Geschichte und die Entstehung des Bibelkanons und seiner inneren Hermeneutik, von der die meisten Baptisten und Baptistinnen keinerlei Ahnung haben. Dies liegt auch daran, dass die Erkenntnisse der modernen Bibelwissenschaft

⁷ Graf, Kirchendämmerung, 45.

mittels eines meist naiven Bibelfundamentalismus abgelehnt und durch theologische Unschärfen (z. B. „wir glauben an die ganze Bibel“) überlagert werden.

Die Stärken dieser Art von Frömmigkeit liegen auf der lebensweltlichen Ebene der Ortsgemeinde, durch die sich eine eher deprimierende Bundeswelt durchaus kompensieren lässt. Lange Zeit waren die vielfältigen Gestaltungsräume des Gemeindelebens für meine Frau und mich – zumindest während der Zeit unseres aktiven Dienstes als Gemeindepastoren – ein guter Grund, dem BEFG weiterhin anzugehören. Dankbar blicke ich auf diese Jahre der Verkündigung des Evangeliums und der Seelsorge zurück. Seit etwa fünf Jahren bin ich im akademischen Bereich als Hochschullehrer tätig und erlebe seither das baptistische Gemeindeleben aus der Perspektive eines „normalen“ Gemeindeglieds. Dies war – angesichts des früheren Arbeitspensums – zunächst eine durchaus befreiende Erfahrung. Mittlerweile ist dies einer tiefgehenden Enttäuschung gewichen. Wer Sonntag für Sonntag genötigt ist, exegetisch und hermeneutisch schlecht vorbereitete Predigten zu hören, die sinnreduziertes religiöses Treibgut verbreiten, und Gottesdienste vorgesetzt bekommt, die sich durch Bespaßung und eine nervige Geschwätzigkeit so genannter „Moderatoren“ auszeichnen, wird eher an Kindergeburtstage denn an die Feier des „Heiligen“ erinnert. Ich erlebe Baptistengemeinden seither weitgehend als vergrößertes Wohnzimmer einer Doku-Soap mit eher entbehrlichen religiösen Inhalten. Eine paternalistische Gemeindeleitung, die die Gemeinde weitgehend nur noch informiert, statt sie zu beteiligen (und sie damit nicht ernst nimmt), hat das Ihre dazu beigetragen, mir die ganz normale Gemeinde zu verleiden.

Dies geht einher mit der für mich noch recht neuen Erfahrung, dass man auch als gläubiger Mensch viel weniger „Gemeinde“ braucht, als ich es früher selbst gedacht und gelehrt habe. Es gibt Interessanteres, Erfüllenderes und auch Beglückenderes – gerade im Bereich des erweiterten ökumenischen Lebens in meiner Stadt mit ihren verlockenden spirituellen Angeboten. In meiner Gemeinde mache ich dagegen die Erfahrung, dass ich geistlich nicht „wachse“, ich empfangen kaum etwas, was mich anspricht und was mich weiterbringen könnte, und nur sehr wenig, was ich mit meiner Lebenswelt zur Deckung bringen könnte. Was ich erlebe, ist vielmehr ein Einfrieren des Glaubens auf Sonntagsschulniveau, das die Realität der Welt, in der ich lebe, weitgehend ausblendet. Dabei fühle mich nicht zu einem kindlichen, sondern zu einem kindischen Glaube animiert. „Es gibt [...] derzeit einen Trend zur Infantilisierung des Christlichen“.⁸ Die Vorstellung, dies noch die nächsten 20 oder mehr Jahre ertragen zu müssen, hat mich zurück in die Arme der evangelische Landeskirche getrieben, deren Gottesdienste nicht durch Albernheiten und Geschwätzigkeit von Moderatoren mit seichtem religiösem Hintergrundrauschen, sondern durch eine ruhige Liturgie und nachvollziehbare Predigten geprägt sind. Was mich in meiner

⁸ Graf, Kirchendämmerung, 62.

Gemeinde (und in anderen Baptistengemeinden) ganz besonders stört, ist das ständige „Erklären“ gottesdienstlicher Vorgänge während ihres Vollzugs durch die liturgisch Verantwortlichen. Ich brauche keine Belehrung, warum diese oder jene religiöse Handlung erfolgt oder wie ich ein Lied verstehen soll, das von der Gemeinde gesungen werden soll.

Während meines letzten Urlaubs in Südfrankreich machte ich wieder einmal eine literarische Entdeckung, als mir das Buch „Schwarzbrot-Spiritualität“ von Fulbert Steffensky in die Hände fiel. Hier fand ich einleuchtende Erklärungen für das, was mir in baptistischen Gottesdiensten so aufstößt. Meine literarische Reise begann mit der Erkenntnis, dass Spiritualität nach Steffensky „geformte Aufmerksamkeit“ ist und dass wahre Mystiker keine Erfahrungen, sondern Gott suchen.⁹ Der Gottesdienst habe gerade nicht die Selbsterfahrung, sondern die Selbstvergessenheit zum Ziel. Ich erlebe derzeit allerdings das genaue Gegenteil. „Meditieren und beten heißt frei werden vom Jagen, Beabsichtigen und Fassen. Man will nichts, außer kommen lassen, was kommen will.“¹⁰ Was aber, wenn gar nichts mehr kommen will oder kann, weil einem alles portionsgerecht vorgekaut und übererklärt wird? Der Gottesdienst verliert dann sein Geheimnis, macht sich profan und wird vergleichbar. Ich habe den Eindruck, dass in baptistischen Gottesdiensten nur kommt, was Pastoren und Moderatorinnen kommen lassen wollen. Dass aber ist zu wenig – und es trägt nicht.

Die Profanisierung gottesdienstlicher Räume und ihre Verzweckung für nichtliturgische Inhalte stellt ebenfalls ein Problem dar. Was viel zu wenig beachtet wird, ist: „Der Raum baut an meiner Seele. Die Äußerlichkeit baut an meiner Innerlichkeit.“¹¹ Die oft nicht- oder sogar antisakrale Gestaltung gottesdienstlicher Räume in Baptistengemeinden bereitet mir spürbares Unbehagen, was Steffensky so treffend zusammenfasst, dass ich es in einem längeren Abschnitt zitieren möchte:

„Die heiligen Räume haben heute ihr Problem mit uns. Wir lieben die Fremde nicht! In narzistischen Lagen versuchen Menschen, alles sich selber gleich zu machen und sich alles anzueignen. Sie wollen sich dauernd selber vorkommen, sie wollen die Wärme und die Unmittelbarkeit einer sich selbst feiernden Gruppe. Und so soll es auch im Gottesdienst und in der Kirche gemütlich sein wie zuhause im Wohnzimmer. Je individueller und je formloser die einzelnen und die Gruppen vorkommen, um so authentischer scheint der Gottesdienst zu sein. Die Selbstfeier der Gemeinde wird zur Gottesdienstabsicht.“¹²

Die Selbstfeier der Gemeinde scheint mir etwas Wesentliches jener Gottesdienste zu treffen, die ich seit mehreren Jahren erlebe und meist erdulde. Die Annahme, ein guter Gottesdienst sei derjenige, in dem eine möglichst

⁹ Vgl. Fulbert Steffensky, Die große Sehnsucht, in: Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2005, 14.17.

¹⁰ Ebd., 21.

¹¹ Ebd., 31.

¹² Ebd., 34.

dem Alltag entsprechende Atmosphäre im Mittelpunkt steht, verhindert gerade die Begegnung mit dem Heiligen, denn nur in der Fremde kann man sich erkennen (Steffensky). Wo aber das Fremde durch das Bekannte nivelliert wird, wird der Gottesdienst seines Geheimnisses beraubt und verliert sich im Vertrauten und Alltäglichen. Aber „Kirchen heilen, insofern sie nicht sind, wie wir selbst sind“.¹³ Immer wenn ich die übermoderierte Geschwätzigkeit baptistischer Gottesdienste erlebe, in der ohne Punkt und Komma alles zu Tode erklärt und geplappert wird, dann überfällt mich die Sehnsucht nach dem Schweigen und der Eigenrhetorik von religiösen Symboliken. „Etwas weglassen können gehört zur hohen Kunst der religiösen Sprache“.¹⁴ Die Begründung, man müsse den heutigen Gottesdienstbesuchern niederschwellige Angebote unterbreiten, um ihnen den Weg in die Kirche und den Glauben zu öffnen, verfängt gerade nicht und ist ein Trugschluss. Dahinter steckt eine katastrophale Fehleinschätzung des Wesens der Religion. „Mir sind alle Konzepte von Niederschwelligkeit in der Sprache, in den Gesten, in den Bauten verdächtig. Die säkulare Gegenwart braucht nicht die Anpassung der Kirchen, sondern ihre Fremdheit, ihre Besonderheit und ihre Klarheit. [...] Der Raum verliert seine Stimme, wenn man sich darin benimmt, wie in allen anderen Räumen auch.“¹⁵

Das Problem des Baptismus in Deutschland ist daher nicht nur dessen Profil-, sondern vor allem seine Substanzlosigkeit. Eine Verkündigung, die Bibeltexte vorwiegend durch eine Art „Küchenpsychologie“ erschließt und sich die albernen Fragen stellt, was Mose oder Jesus in der einen oder anderen erzählten Geschichte „gefühl“ haben (derlei höre ich dauernd), verfehlt den Ernst und die Tiefe dieser wunderbaren und theologisch so gehaltvollen Texte, indem sie die Bibel mit der Sesamstraße verwechselt. Hier zeigen sich eklatante exegetisch-handwerkliche Defizite, deren Naivität ebenso anrührend wie ärgerlich ist. Der bereits beklagten Geschwätzigkeit von Moderatorinnen und Moderatoren und ihrem nervigen Hang zur Explikation – und damit der Banalisierung – des Heiligen sei entgegeng gehalten: „Das Schweigen hilft dem Wort, wahrhaftig zu werden. Das Schweigen wird gestört durch den Explikationszwang. Es ist der Zwang, alles zu erklären, was in unseren Gottesdiensten geschieht. Die Formen und Gesten verlieren ihre Kontur und ihre Klarheit, wenn sie durch ständige Rede eingeseift werden. [...] Geplapper und Intensität schließen sich aus.“¹⁶

So ist mir auch die Gemeinde keine Heimat mehr. Weder die Placebo-Kirche noch die Gemeinde der kleinen Geister kann ich länger als mein Zuhause betrachten. Ich will mein Leben keiner Illusion opfern, deren hervorsteckende Merkmale die Verbreitung religiöser Trivialitäten, die Entzauberung von Geheimnissen und eine undurchdachte Taufgesetzlichkeit sind, die separatistische Züge trägt und die Ökumene nicht wirklich ernst

¹³ Ebd., 35.

¹⁴ Ebd., 36.

¹⁵ Ebd., 42 f.

¹⁶ Ebd., 48 f.

nimmt. Ich kehre einem Gebilde den Rücken, in der Kirche letztlich immer nur simuliert wird. Die vielfach geschmähte „Volkskirche“ hingegen scheint mir trotz ihrer Defizite durch eine sichtbare Präsenz in der Gesellschaft und ihr ernsthaftes Streben nach der vollen Gemeinschaft mit allen Christinnen und Christen die Sozialgestalt des Glaubens und die Öffnung Gottes zu der von ihm geliebten Welt ernsthafter in den Blick zu nehmen, als ich dies im „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland“ erlebe. Daher trete ich aus keiner Kirche aus, vielmehr kehre ich in sie nach einer längeren Odyssee zurück. Als Mensch der Sehnsucht kenne ich größere und singe ich auch noch andere Lieder als die der Heimatkapellen. „Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!“